



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Unsere liberale Demokratie gilt weithin als gefährdet; das Vertrauen in die Stabilität des Landes schwindet. Zur stärkenden Beruhigung, so die These des Autors, braucht es einen anderen Blick auf uns selbst. Uns Deutsche zeichnet eine gewisse Freudlosigkeit im Umgang mit uns selbst aus. Wir schätzen unser Land nicht so sehr, wie es das verdient hätte. Jens Nordalm zeigt uns, dass es auch anders ginge und vieles es verdient, wertgeschätzt zu werden: historische Reformen und gesellschaftlicher Fortschritt, unsere Literatur, unsere Denker, Musiker oder Unternehmer – und unser politisches System. Sein Buch versetzt uns auf begeisternde Weise in die ungewohnte Stimmung, auch einmal unsere je eigene Bilanz deutscher Höhepunkte zu ziehen.

Jens Nordalm, geboren 1969, ist Historiker, Literaturwissenschaftler und Philosoph. Er schreibt Feuilleton-Essays, Bücher und Reden – letzteres in den vergangenen Jahren etwa im Bundespräsidialamt oder für Wolfgang Schäuble.

JENS NORDALM

DEUTSCHLAND

Das unterschätzte Land

Ein Loblied

COTTA

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Gaeb & Eggers
© 2026 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten
Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg
Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Regensburg
ISBN 978-3-7681-9856-1
E-Book ISBN 978-3-7681-9857-8

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Wir Teutschen können unsere Natur nicht leiden, unsern langen Winter und das Regenwetter im Herbst und Frühling [...] außerdem ist gar keine Republik, wo wahrer Geist der Freiheit und Drang in Geschäften herrschte [...] = daraus entsteht, dass wir Welschen [also Italiener], Franzosen, Engländer mehr als uns schätzen, und folglich auch deren Werke, und dass unsre Großen nicht genug Geld [also Wert] für uns haben.

*Wilhelm Heinse, Aufzeichnungen, Rom,
zwischen 1781 und 1783*

Ich bin mir bewusst, dass ich lieber
das Gute sehe und mich darüber freue,
als das Böse finde und darüber zürne.

*Johann Gottfried Seume, Spaziergang von
Grimma nach Syrakus im Jahre 1802
(Vorrede)*

INHALT

Einleitung	11
1. Geschichte und Musik	19
2. Literatur und Philosophie	79
3. Politik und Demokratie	147
Auswahlbibliographie	185

EINLEITUNG

Deutschland ist sich seiner selbst wieder einmal nicht sicher. Vertrauen in Leistungskraft, Stabilität und demokratische Liberalität des Landes schwindet. Die Grundhaltung dieses Essays ist nicht, dass es zur Orientierung heute einer bestimmten – und hier zu entwickelnden – politisch-inhaltlichen Neuausrichtung bedürfe. Inwieweit das der Fall ist, macht das Land gerade – und immer – im politischen Raum mit sich selbst aus. Zur Orientierung und stärkenden Beruhigung, so die Grundtendenz dieses Buches, braucht es vielmehr einen anderen Blick auf uns selbst – vor allem auch einen anderen Rück-Blick.

Unsere Orientierungslosigkeit hängt mit einer Selbst-Unterschätzung zusammen. Uns Deutsche zeichnet eine gewisse Freudlosigkeit im Umgang mit uns selbst aus. Wir schätzen unser Land nicht so sehr, wie es das verdient hätte. Es ginge auch anders. Deshalb wird in diesem Buch vieles wertgeschätzt: unsere Geschichte,

unsere Schriftsteller, unsere Denker, Musiker und Unternehmer – und unsere politische Gegenwart. Etwas mehr Begeisterung führt zu deutlich mehr Orientierung und Gelassenheit: Das ist die These und zugleich der Therapievorschlagn dieses Buches.

Die deutschen Menschheitsverbrechen in der Zeit des Nationalsozialismus sind Teil dieser deutschen Geschichte und haben ihren dauernden mahnenden Platz in unserem historischen Bewusstsein. Was hieraus trotzdem nicht zwingend folgt, ist die – gleichwohl weit verbreitete – Vorstellung einer langen Kette deutscher demokratischer und moralischer Defizite durch die Jahrhunderte. Auch die deutsche Geschichte, wie die Geschichte aller europäischen Nationen, bietet erfreuliche Anblicke und bietet Möglichkeiten der bewundernden Zuwendung zu Personen und Leistungen.

Der erste Teil des Essays umreißt zu Beginn unser bisheriges Verhältnis zur eigenen Geschichte im Horizont von »deutschem Sonderweg« und »verspäteter Nation«, die fatal auf »1933« zugelaufen seien – und benennt seine bis heute spürbare Folge: ein zähes deutsches Selbstmisstrauen. Dieses dominante Bewusstsein des Problematischen hat seine moralisch-politischen Vorzüge. Eine möglichst integre, die Interessen und Rechte der anderen berücksichtigende Politik, getragen von einer mehr demütigen als selbstbesoffenen Nation,

ist nicht das Schlechteste – und wenn das Bewusstsein der großen Schuld des eigenen Landes zu einer solchen Politik beiträgt, ist dagegen nichts zu sagen. Aber dieser Gesichtspunkt kann ergänzt werden. Helmuth Plessner – aus dessen gleichnamigem Buch die Wendung stammt, Deutschland sei *Die verspätete Nation* –, hat 1935 den möglichen Ansatzpunkt dieser Ergänzung angedeutet: Die Traditionslosigkeit der deutschen nationalen parlamentarischen Kultur, die er problematisiert, sei ja eigentlich ein Traditionsübermaß gewesen. Die »Verspätung« der deutschen Einheit – im Vergleich zu den anderen europäischen Nationen – war gerade der deutschen Traditionsvielfalt zwischen Baden und dem Baltikum geschuldet. Die Stichworte sind »staatliche Zersplitterung« im Alten Reich und im Deutschen Bund bis 1867/71, »einzelstaatliche Traditionen«, »Föderalismus«.

Man muss diesen Umstand nur ins Positive wenden: Wir Deutschen sind die, die in die Geschichte unter dem Prinzip der Vielfalt starteten und im bundesrepublikanischen Föderalismus unter diesem Prinzip bis heute leben. So entstand in Deutschland die Vielzahl der Opern (wir haben etwa so viele feste Opernensembles wie die übrige Welt zusammen) und Konzerthäuser, der Museen und Akademien, der Universitäten und Theater. Gerade in der Musik: Jeder Herr eines noch so kleinen deutschen Staates hatte um 1700 seine eigene Kapelle mit komponierendem Kapellmeister. Deshalb gibt es bis

heute sehr viel deutsche Musik noch zu entdecken. Die Stelle des Leipziger Thomaskantors sollte 1723 der berühmte Hofkapellmeister des Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt erhalten: Christoph Graupner. Doch der Landgraf ließ ihn nicht gehen. In Leipzig nahm man dann zähneknirschend: Bach.

Ein solcher Ansatz, der die deutsche Entwicklung seit dem Mittelalter einschließlich des Bismarckschen Kaiserreichs mehr mit Blick auf ihre eigenen Möglichkeiten und Erfreulichkeiten skizziert, bedeutet nicht, dass man einem national-apologetischen Geschichtsbild Vorschub leistet und Hitler zu einem Betriebsunfall der deutschen Geschichte erklärt. Die Jahre von 1933 bis 1945 sind kein »Vogelschiss« (Alexander Gauland), sondern sollen ein politisch-moralisches Gravitationszentrum dieses Landes bleiben. Und die »Schattenlinien« (Thomas Nipperdey), also politisch-mentale Prägungen aus den Entwicklungen des 19. Jahrhunderts und des Kaiserreichs, die – im Rückblick! – »1933« mit erklären können, werden aus einem solchen farbigeren und reicheren Geschichtsbild nicht verschwinden. Ein weniger verdüsterter Blick auf die deutsche Geschichte verkleinert in keiner Weise die deutsche Schuld und die dauernde deutsche Verantwortung. Vielleicht verstärkt es beide sogar, wenn Schuld und Verantwortung – wie zuletzt in den Arbeiten vor allem Götz Alys – mehr in die unmittel-

bare Zeit vor und nach 1933 rücken; wenn wir uns also nicht mit uralten Defiziten deutscher Entwicklung seit Luther im Grunde doch herausreden. Letzteres war ein Gedanke etwa – aber nicht nur – des Schweizer Theologen Karl Barth, der in Luthers Aufforderung zum Gehorsam gegen weltliche politische Herrschaft eine besondere, fatale, deutsche Untertanenmentalität beginnen sah. Auch Luthers Judenfeindschaft hat immer wieder dazu veranlasst, diese sehr lange Linie zu ziehen.

Dies alles eingeräumt und vorbemerkt, geht es in diesem Versuch darum, was oder wen wir nennen könnten, wenn wir illustrieren wollten, was denn die Deutschen in den letzten Jahrhunderten gemacht oder geschaffen haben – und was daran erfreulich oder sogar begeisternd ist.

Zweierlei soll damit an keiner Stelle behauptet werden. Erstens, dass die genannten Phänomene oder Werke originär und unbeeinflusst »deutsch« gewesen seien. In der Mitte Europas liegend, überlappte das bis 1867/71 vornationale »Deutschland« in alle Richtungen; so waren Europa und die Welt in den deutschen Einzelstaaten prägend präsent. Im Europa des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Alten Reiches und der werdenden westlichen Nationalstaaten nahm man einander wahr und lernte voneinander. Nur ein einziger Hinweis, weniger bekannt: Die lutherische Kirche eignete sich im

16. Jahrhundert für ihre – so »deutsch« scheinenden – Kirchenlieder italienische Liedformen und -rhythmen an.

Zweitens soll mit der Nennung von Phänomenen und Werken nicht in jedem Falle behauptet oder erwiesen werden, dass »uns« jene Vergangenheiten bis heute »prägen«. Oder will man etwa mit einem standhaft rücksichtslosen Martin Luther oder mit Richard Wagner (»deutsch« heiße, eine Sache um ihrer selbst willen tun) den trotzigsten deutschen Atomausstieg erklären, den die anderen Länder eher irrational finden? Soll ein typisch deutscher, schwärmerischer Idealismus des 18. Jahrhunderts, dem die innere Haltung wichtiger als ihre äußeren praktischen Folgen ist, die über lange Zeit großzügige deutsche Migrationspolitik erklären? Oder will man behaupten, der lange Mangel weltpolitischer Geltung eines deutschen Nationalstaates – ein Mangel, von dem man gesagt hat, er sei im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts der praktischen und habituellen Weltläufigkeit der Deutschen abträglich gewesen – Sorge bis heute für eine typische provinzielle Stoffeligkeit der Deutschen? Soll von nicht enden wollender deutscher Untertanenmentalität gesprochen werden, weil die Deutschen erst 1918 den reinen Parlamentarismus gewannen (aber im Weimarer Reichspräsidenten einen »Ersatzkaiser« behielten), dann 1932 die nächste Diktatur herbeiwählten und im Ostteil des Landes die

wiederum nachfolgende Diktatur erst 1989 los wurden? Man hat dies in der Corona-Pandemie von maßnahmenkritischer Seite her getan – und manche, wie der Schriftsteller Thomas Brussig, haben gar, wie um dieser Kritik recht zu geben, um »mehr Diktatur« gebettelt.

Das alles ist nicht ohne Reiz und man mag es so erzählen – hat es dann aber mit vielen Ausnahmen oder auch einem Gutteil der Bevölkerung zu tun, der in den genannten politischen und kulturellen Fragen zu einer anderen Haltung neigt.

Wie auch immer: Die ewige Frage »Was ist deutsch?« ist nicht die Grundfrage dieses Essays. Beantwortet werden sollen vielmehr *diese* Fragen an uns Deutsche: »Was findet ihr erfreulich an eurer Geschichte oder eurer Literatur? Und wie würdet ihr eure heutige Demokratie beschreiben, wenn ihr euch bemühen wolltet, sie als sozial und frei, als plural, stabil und verteidigungswert zu schildern?«

Dieses Buch ist in seinen historisch-politischen Teilen eine Sympathiebekundung, in seinen kulturellen Teilen eine Liebeserklärung. Dabei ist der freundliche Blick über deutsche Wege und Werke ein vollkommen subjektiver (mit dem Anspruch freilich, alles andere als unplausibel zu sein) – erwachsen aus den eigenen Begeisterungen und Lektüren des Autors. Jeder wird etwas oder auch vieles vermissen. Die hiermit ausgesprochene

Einladung ist, dass jeder sein eigenes Buch deutscher Erfreulichkeiten zu entwerfen beginne. In die Stimmung, dies überhaupt tun zu wollen allerdings – in diese für uns Deutsche ungewöhnliche Stimmung –, will dieses Buch versetzen.

1.

GESCHICHTE UND MUSIK

Deutsche sollen die eigene Geschichte in großen Zügen kennen und gerade auch von der fortdauernden Verantwortung wissen, die aus den Verbrechen der nationalsozialistischen Zeit folgt. Aber die Deutschen sollten sich nicht den Generalverdacht einreden lassen, in der deutschen Geschichte laufe alles auf »1933« hinaus: »tausendjährige Geschichte, widerlegt, ad absurdum geführt, als unselig verfehlt, als Irrweg erwiesen durch dieses Ergebnis« – so Thomas Manns Erzähler Serenus Zeitblom am Ende des Krieges 1945 im *Doktor Faustus* (1947). Der »Irrweg« als deutscher »Sonderweg« ins 20. Jahrhundert – gegenüber einem angeblichen westeuropäisch-atlantischen Normalweg von Demokratie und Republik. Aber das ist altes Denken, geboren direkt aus und nach der moralischen Katastrophe. Ebenso wenig ist die (deutsche) Geschichte das große Versagen und Defizit eines »Noch nicht« im Vergleich zu den von

uns *heute* etwa erreichten demokratischen und moralischen Höhen. Auch aktivistische Gemüter, die in unserer Gegenwart überall die Nicht-Erfüllung moralischer Standards beklagen, könnten vielmehr der Geschichte entnehmen, dass es stets unendliche Grautöne und immer das Nebeneinander von humanem Fortschritt und beschämender Unmenschlichkeit gibt. Und anders als Hegel und das deutsche Denken um 1800 oft vermuteten, hat nicht alles, was historisch untergeht, dies Untergehen wegen Morschheit und Überreife rundheraus verdient. Geschichte ist das Feld der unendlichen Differenzierungen, der Ambivalenz und auch der Tragik. Eben das ist ihr Bildungspotenzial: die Abgewöhnung schlichter und schneller Urteile.

Anders als wir es im Zeichen jenes »Sonderweg«-Denkens lange gelernt haben, ist die deutsche Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts ein europäischer Weg zur Demokratie unter anderen. Der schwedische Soziologe und Deutschlandkenner Gustaf Steffen, ein Sozialdemokrat, schrieb kurz vor dem Ersten Weltkrieg, Deutschland verwirkliche auf seine Weise nicht weniger Demokratie als die Staaten des atlantischen Westens. So sah es damals auch der Philosoph und Soziologe Max Scheler. So sah es Thomas Mann in seinen während des Krieges angestellten *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Und so sehen es Historiker inzwischen auch heute wieder.

Von unserer Geschichte – und zumal über das 18. und 19. Jahrhundert und das Kaiserreich – lassen sich auch Emanzipationsgeschichten und Geschichten zunehmender Teilhabe und Integration (der Arbeiter, der Frauen) erzählen. Sogar von der in Europa außergewöhnlichen Geschichte einer Emanzipation der Juden vor und um 1800 – zumal in Preußen – kann die Rede sein. Im globalen Vergleich progressiv war auch das allgemeine und gleiche Männerwahlrecht im Norddeutschen Bund und im Deutschen Reich von 1871.

Eine Geschichtsbetrachtung, die staatsbürgerlich erfreulich und stärkend wäre, könnte statt einer des Demokratiedefizits (und »gescheiterter« Revolutionen) eine der positiv gestaltenden Kräfte sein: in Sprache und Künsten, in städtisch-bürgerlichem Handel und Aufschwung, in Kritik und Neuaufbau, in Reformen und Verbesserungen, und auch in Nationalversammlungen und Verfassungsgebungen wie der von 1848. Die Dinge so zu sehen, ist möglich. Deutsche Geschichte als Reformgeschichte – das hätte einiges Recht. Es gab, so kann man zuspitzen, genau deshalb Ende des 18. Jahrhunderts keine »französische« *Revolution* im Reich und in den deutschen Einzelstaaten: weil sie dort weniger nötig war; weil dort *Reform* betrieben wurde. Der Aufklärer Christoph Martin Wieland schrieb 1793 im Weimar des auf der Höhe der Zeit regierenden Herzogs Carl August von

Sachsen-Weimar-Eisenach in seinen *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes*: Warum solle man eine Revolution wie in Frankreich machen, wenn man das Nötige zu erreichen »von dem bloßen Fortschritt der Aufklärung und Moralität unter uns weit sichrer hoffen« dürfe?

Thomas Nipperdey hat einmal über Preußen bemerkt: Reform als Leistung einer aufgeklärten Beamten-schaft, die Reformen Steins und Hardenbergs, kommunale Selbstverwaltung, Recht und Rechtsbewusstsein, ein Adel von jener Art, dem Theodor Fontane in seinem *Stechlin* ein Denkmal gesetzt hat und der noch die Verschwörung des 20. Juli 1944 trug – das alles dürfe man als eine der beiden Seelen Preußens stark machen. Was in der historischen Realität mit problematischeren Seiten Preußens zusammenhing, mit der kriegerischen zumal, dürfe man hiervon dort trennen, wo es um ein ideelles Erbe für heute gehe. Der Blick zum Zweck des Politisch-Pädagogischen dürfe ein selektiver sein.

Wir wollen diese Lizenz zur wohlgesonnenen Auslese nutzen. Deuten wir einmal an, was es in der deutschen Geschichte alles freundlich zu betrachten und zu erinnern gäbe.

Der Blick muss zu Beginn ins Mittelalter gehen – aber er bleibt, für unseren Zweck, dort nicht an sehr vielem hängen. Dies nicht nur deshalb, weil in jenen Jahrhunderten im vornational-christlich-europäischen Reich der erneuerten römischen Kaiserkrone noch ganz unscharf und unklar ist, was »deutsch« allenfalls heißen könnte. Der große Stauferkaiser Friedrich II. (1194–1250) etwa, das »Staunen der Welt«, »stupor mundi«, geboren im italienischen Jesi (Marken), König von Sizilien, der sich von seinen 39 Regierungsjahren als römisch-deutscher Herrscher 28 Jahre in Italien aufhielt, war sechs Jahrhunderte später für den Historiker Leopold von Ranke, mit einigem Recht, »durch und durch Sizilianer«. Und Kaiser Otto III. (980–1002), aus dem geliebten Rom vertrieben, in Latium gestorben und in Deutschland zur letzten Ruhe gebettet, hätte – so lässt Thomas Mann seinen Erzähler im *Doktor Faustus* urteilen – Letzteres missbilligt: »denn er war das Musterbeispiel deutscher Selbst-Antipathie und hatte sein Leben lang schamvoll unter seinem Deutschtum gelitten«.

Wir finden auch deswegen im Mittelalter, für unseren Zweck, nicht allzuviel Anhalt, weil wir bevorzugt Dinge und Werke beleuchten wollen, die man sich dann auch einmal selbst gut ansehen kann. Und das fällt gerade sprachlich vor Luther schwer. Anders übrigens als etwa im italienischen Fall: Die Italiener können heute noch immer die Anfänge ihrer Literatur im 14. Jahrhundert

genießen, und sie tun es. Dante, Boccaccio und Petrarca schrieben in ihrer bis heute festgehaltenen Landessprache, ja, sie erfanden sie als Literatursprache. Erst Luther leistete das dann für die Deutschen – allerdings, wie großartig auch immer, mit der Bibel, nicht mit den schlüpfriig-süffigen Geschichten eines *Decamerone*. – Trotzdem:

Die ganze Welt interessiert sich heute brennend für Hildegard von Bingen (1098–1179), Gründerin und Äbtissin des Benediktinerinnenklosters Rupertsberg bei Bingen am Rhein, Universalgelehrte, Mystikerin und Ärztin, Beraterin und Kritikerin von Papst, Kaiser und König, Seelsorgerin, Predigerin und Verfasserin von Briefen und Schriften zu Theologie, Ethik, Physik, Heilkunde, Geschichte – zeitbedingt auf Latein, aber von dieser Heiligen der römisch-katholischen Kirche liegt alles in Übersetzung vor. Zudem tat sie sich als Komponistin geistlicher Gesänge hervor, von denen sich der Regisseur und Künstler David Lynch 1998 zu berückenden elektronischen Bearbeitungen mit Singstimme anregen ließ. Die spanische Sängerin Rosalía teilte 2025 mit, ihr globaler Superhit »Berghain« sei von Hildegard inspiriert. Der britische *Guardian* nannte Hildegard im selben Jahr »the hottest name in experimental music« – mit einer langen Liste der sich auf sie Berufenden. Von Hildegard stammt außerdem die erste Beschreibung des weiblichen Orgasmus. Aber auch des »nächtlichen Sa-

mennergusses« nahm sie sich an. Ihre Zustände und Visionen, für deren intensive Schilderung sie berühmt wurde, deutete der Neurologe und Schriftsteller Oliver Sacks als Symptome einer schweren Migräne.

Die mittelalterlichen Klöster und die Dome, in denen solches entstand und erklang, stehen uns noch heute zum körperlichen und spirituellen Erleben offen. Man stelle sich in sie hinein und fühle sie: im Westen die romanischen Räume der Benediktinerabtei Maria Laach (1093) oder der Dome zu Speyer, Mainz und Worms oder des Prämonstratenserinnenklosters im hessischen Konradsdorf; im Osten die gotischen Backsteinhallen der Zisterzienserklöster Lehnin (1180) und Chorin (1258) in Brandenburg. Man reise zum Naumburger Dom aus dem 13. Jahrhundert mit den Skulpturen seiner zwölf Stifterfiguren mit ihren individualistisch-naturalistischen Gesichtern. Und dort in erster Linie: die umwerfend schöne und elegante Uta – wie sie ihren Mantel hält! Umberto Eco schrieb über die Markgräfin in seiner *Geschichte der Schönheit*: »Wenn Sie mich fragen, mit welcher Frau der Kunstgeschichte ich essen gehen und einen Abend verbringen würde, wäre da zuerst Uta aus dem Naumburger Dom.« Der Künstler, der ihre Gestalt festhielt, kam wohl aus Reims in Frankreich über Mainz nach Naumburg. Wir sagten es: »deutsch« heißt selten »rein-deutsch«. Schon Walt Disney war fasziniert: Die böse Königin aus *Schneewittchen und die sieben Zwerge*

trägt Utas Züge. Walt Disney hat überhaupt in Deutschland sehr genau hingesehen: Die von ihm in München 1935 gekauften Bildbände mit den Landschaften Caspar David Friedrichs wurden seinen Zeichnern zur Inspiration für die Szenerien, durch die sieben Jahre später Bambi springt.

Die höfische Dichtung in mittelhochdeutscher Sprache um 1200 ist trotz aller gelehrter Bemühungen um ihre Wahrnehmung ein schwieriger Fall geblieben. Man hat mit einigem Recht resümiert, dass weltberühmte Werke wie Wolframs von Eschenbach *Parzival*, Gottfrieds von Straßburg *Tristan und Isolde* oder die Lieder Walthers von der Vogelweide außerhalb germanistischer Seminare nie wirklich gelesen worden sind. Die Wahrheit ist auch: Artusromane und Minnelyrik waren französisch-höfische Erfindungen und wurden von den Deutschen dann übersetzt und adaptiert. Eine Ausnahme hiervon ist das *Nibelungenlied* (um 1200 von einem Unbekannten in die Textfassung gebracht, die wir kennen): in der Tradition der germanischen Heldenepik, angesiedelt im Burgunderreich, in Worms und Xanten, um Siegfried, Kriemhild und Brunhild, Gunther, Hagen und Alberich. Hegel seufzte in den 1820er-Jahren in seiner Vorlesung in Berlin: »Das alles hat mit unserem häuslichen, bürgerlichen, rechtlichen Leben, unseren Institutionen und Verfassungen in nichts mehr irgendeinen lebendigen

Zusammenhang.« Trotzdem wurde das *Nibelungenlied* im 19. Jahrhundert zum deutschen Nationalepos. Es gibt auch heute Deutsche, die es in ihrer Jugend begeistert gelesen haben – trotz oder wegen sexueller Gewalt und blutigster Rache. Die Österreicher haben, auf dem Domplatz, ihren Salzburger *Jedermann*; die Deutschen hätten ihre Wormser »Nibelungen-Festspiele«, vor dem Kaiserdom.

In Richard Wagners sehr persönlicher Aneignung ist der Stoff heute auf der Opernbühne jederzeit zu erleben. Die *Walküre* (1870) und zumal ihr erster Akt genießen mit allem Recht den Ruf, zum Begeisterndsten und Stringentesten zu gehören, was sich in seinem *Ring des Nibelungen* und in der Musik des 19. Jahrhunderts überhaupt findet. Auch die anderen großen Erzählungen des Mittelalters sind vor allem durch Wagner noch präsent. Zu ihnen zählen besonders die Geschichte des zunächst für das Leid des Mitmenschen blinden Parsifal, der dann zum Mitleidenden und Heilenden wird und dabei eine der schillerndsten Frauengestalten der Bühnengeschichte an seiner Seite hat: Kundry; abgründig, wild, zerrissen, erotisch, liebevoll. Daneben – und musikalisch vielleicht am bezwingendsten – *Tristan und Isolde* (1865), die Geschichte von der Urgewalt der Liebe, von Liebestrank und Liebestod.
